Aus der katholischen Welt

Von Friedrich Ritter von Lama.

Die Stellung zum christlichen Sittengesetz wird immer wieder zum Kennzeichen dafür, ob wir es bei Gemeinschaften, die sich Kirchen nennen, mit der einen Kirche zu tun haben, die Jesus Christus stiftete, oder mit menschlichen Nachbildungen. Unerbittlich hält eine Kirche an der unbedingten Verwerfung der Geburteneinschränkung durch künstliche Mittel fest, indem sie sich auf das Sittengesetz Christi beruft. Sie fragt nicht danach, ob die Menschen dies unzeitgemäß nennen; denn nicht das göttliche Gesetz hat sich nach den wandelnden Anschauungen und Gewohnheiten der vergänglichen Menschen zu richten, sondern diese nach jenem. Die englisch-protestantischen Bischöfe sprachen sich neulich für jene Art von Geburteneinschränkung aus und erklärten sie für kirchlich erlaubt. Nun ergreift im Namen der katholischen Kirche Englands deren höchster Vertreter, Kardinal Bourne, Erzbischof von Westminster, öffentlich das Wort und erklärt: „Ich war verreist, als jener wahrhaft zerstörende Beschluß veröffentlicht wurde. Ich kenne das ungeheure Erstaunen und das schwere Aergernis, das zuhause wie im Ausland durch diese Preisgabe einer ungebrochen überlieferten christlichen Lehre dem christlichen Sinne bereitet worden ist. Es steht fest, daß die Prälaten, die diesen Beschluß gefaßt haben, jeden Anspruch verloren haben, den sie vielleicht besessen zu haben glaubten, bevollmächtigte Vertreter der christlichen Sittlichkeit zu sein." Derselbe Kardinal hat bezüglich der Wirkungen dieses Gegensatzes beim Jahresfest des römischen Beda-Kollegs geäußert, er habe allen Grund, zu hoffen, daß die Zahl der Studierenden stark und rascher wachsen werde. Diese Studierenden sind nämlich vorwiegend ehemalige protestantische Geistliche, die sich auf das katholische Priestertum vorbereiten. Das Kolleg ist, wie ein Rektor klagte, trotz der Vergrößerung schon wieder überfüllt, wie auch alle Priesterseminare in England zur Zeit.

Und wenn die Kirche für das christliche Ehegesetz eintritt, weicht sie wegen der daraus entstehenden Folgen und Konflikte nicht zurück; ja, sie ist bereit, dafür jede Verfolgung auf sich zu nehmen, wenn es sein muß. In Venezuela besteht eben ein solcher Konflikt, und die Vorboten eines schweren Kulturkampfes flattern bereits auf. Ein katholischer Minister hat seine gültige Ehe scheiden lassen und eine zweite Zivilehe eingegangen. Der Diözesanbischof sprach öffentlich das: „Du darfst nicht!" Der Herr Minister weist den Bischof außer Landes. Der Umstand aber, daß soeben am 9. Oktober die venezolanische Regierung einen neuen Gesandten beim Papst bestellt hat, Dr. Carlo Crisanti, der an jenem Tag vom Papst empfangen wurde, läßt annehmen, daß man in Caracas Wert auf ein gutes Verhältnis zur Kirche legt und die Dinge nicht auf die Spitze treiben wird.

Die bulgarisch-italienische Verlobung beschäftigt noch immer die Presse, welche wissen will, Kardinal Maffi von Pisa werde die Trauung vollziehen. Das Paar werde dann nach seiner Ankunft in Bulgarien zum zweitenmal und zwar in einer orthodoxen, also schismatischen Kirche getraut. Unter solchen Umständen käme natürlich eine katholische Trauung überhaupt nicht in Frage, worüber der Kardinal den König von Italien bei seinem jüngsten Besuch in San Rossore nicht im Unklaren gelassen haben wird.

Von einem tragischen Geschick ist die an Mitgliederzahl noch so schwache kath. Kirche Norwegens verfolgt. Der erste Bischof von Oslo, Msgr. Smit, ein Holländer, wurde nach Rom zurückberufen. Sein Nachfolger Prälat Offerdhal, wurde mit großer Freude begrüßt, weil er selbst Norweger war. Seit März dieses Jahres erst hat er sein Bischofsamt angetreten. Nun ist er auf einem Pflichtbesuch in Holland, wo er sich für die viele Hilfe bedanken wollte, plötzlich gestorben, und seine Kirche ist von neuem verwaist.

Die Südwestküste Indiens, Malabar genannt, zählt eine bis in die apostolische Zeit zurückreichende christliche Bevölkerung; es war der Apostel Thomas, der das Christentum dorthin gebracht hatte. Leider ist ein großer Teil davon, etwa 400 000 Seelen, von der Mutterkirche getrennt und lebt im sogenannten jakobitischen Schisma. Den Bemühungen der Karmelitenmissionäre ist es in den letzten Jahren wohl gelungen, kleine Gruppen wieder zur Einheit zurückzubringen; solange aber die Führer selbst an ihrem Gegensatz zum Papst festhielten, bestand wenig Aussicht, den vollen Frieden wiederherzustellen. Jetzt hat der Bischof von Quilon, Msgr. Benziger, die große Freude gehabt, den jakobitischen Erzbischof Ivanios und dessen Assistenten, Bischof Theophilus, in die Mutterkirche aufzunehmen; sie haben in seine Hände dem Schisma abgeschworen. Am 24. August hatte der Erzbischof auf einer jakobitischen Kirchenversammlung erklärt, sein Gewissen gebiete ihm, sich der katholischen Kirche anzuschließen. Der Eindruck der beiden Uebertritte ist ein ungeheurer. Gebe Gott nun die Gnade der Beharrlichkeit!

Wiederum können wir berichten, daß eine herrliche Kirche, die im 14. Jahrhundert erbaute Dominikanerkirche zu Pinerolo in Italien, unter Teilnahme des kronprinzlichen Paares rekonsekriert und dem Gottesdienst zurückgegeben wurde. Napoleon hatte sie im Jahre 1801 unterdrückt, und seitdem wurde sie als Militärmagazin benützt. 1925 wurde sie von der Dompfarrei erworben und restauriert.

Wohl keine religiöse Genossenschaft hat sich in kurzer Zeit so stark entfaltet wie die der Salesianer Don Boscos. Ihr Heiligtum ist die von ihrem seligen Stifter erbaute Maria-Hilf-Kirche in Turin, wo dieser seit seiner Seligsprechung begraben ist. Dort haben soeben wiederum 110 Salesianermissionäre in einer großen Abschiedsfeier das Missionskreuz empfangen und sind vor ihrem Generaloberen Don Rinaldi in Erfüllung des göttlichen Auftrages in die Welt hinaus gesandt worden. Christi Lehre zu verbreiten. Sie ziehen nach Indien, China, Nord- und Südamerika. — Es ist nicht lange her, daß die Salesianer auch in Holland Fuß faßten. Mit welchem Erfolg sie aber in der kurzen Zeit den Geist Don Boscos verbreitet haben, beweist die gemeinsame Ankunft von 50 holländischen Studenten, die vom ersten holländischen Salesianer Don Boscos nach Turin geführt wurden, um zuerst an jener Gnadenstätte zu beten, sich dem Seligen zu empfehlen und dann zu Bagnolo Piemonte sich als Salesianerpriester auszubilden.

Der nordamerikanische Bonifatiusverein, die „Church Extension Society" beging soeben seinen 25. Gründungsjahrestag. Msgr. Kelley, heute Bischof von Oklahama, hat ihn ins Leben gerufen, und rund 25 Millionen Mark bilden das Sammelergebnis dieses ersten Vierteljahrhunderts. Das Organ, das Extension Magazine, eine illustrierte Zeitschrift großen Stiles, ein richtiges Familienblatt in moderner Ausstattung, erscheint heute in einer Auflage von einer halben Million Exemplaren. Die Jubiläumsnummer umfaßt 200 Seiten. Dieses Blatt bildet die Seele des Vereins und der durch ihn hervorgerufenen Bewegung zum Ausbau der Seelsorge in der amerikanischen Diaspora.

Ein Pilgerzug, der nach unseren Begriffen seltsam anmutet, ist in dieser Woche in Lourdes angekommen. Er besteht aus 400 irischen Polizisten in Uniform, die auf ihren Urlaub verzichtet und dafür gemeinsam diese Wallfahrt zum Marienguadenort gemacht haben.

Das Land Tirol hat in seiner Hauptstadt Innsbruck einen eucharistischen Kongreß abgehalten, der nach dem Wunsche des Bischofs Dr. Waitz richtig zu einem einzigen heiligen Fronleichnam von ganz Tirol und Vorarlberg geworden ist. Es war wirklich ein großes, gemeinsames Landesfest. Der österreichische Bundespräsident selbst erschien dazu von Wien, und der Landeshauptmann (Regierungspräsident) Dr. Stumpf bekannte: „Tirol betet, opfert und sühnt nicht allein für sich. Im Geiste des Heiligen Vaters in Rom, im rechten Geist der katholischen Kirche, in wahrhaft weltumspannender katholischer Liebe bittet und fleht es zum Herrn der Heerscharen für alle, besonders auch für jene Länder und Völker, in denen furchtbarer als je Unglaube und Verfolgungswut haßerfüllter Christusfeinde ihr Haupt erheben und satanische Bosheit alles zerstört, was an Christi Namen erinnert."

Nummer 43 Neuß, den 26. Oktober 1930 4. Jahrgang

Nachdruck verboten.

Gottesdienst-Ordnung.

Sonntag, den 26. Oktober 1930.
Fest Christus-König.

½7 Uhr hl. Messe mit gemeinschaftlicher hl. Kommunion der Frauen-Kongregation. ½8 Uhr hl. Messe mit gemeinschaftlicher hl. Kommunion der 3., 4., und 5. Klasse. 9 Uhr Hochamt. ½11 Uhr hl. Messe. ½3 Uhr Andacht und Christenlehre. 4 Uhr Andacht für die Frauen-Kongregation. 5 Uhr Rosenkranz-Andacht.

Kapelle zu Selikum.

7½ Uhr hl. Messe mit Predigt.

Wochentags.

Hl. Messen um ½7, 7.00 und 8.00 Uhr.
Montag und Dienstag um 8 Uhr Rosenkranzandacht, sonst ½6 Uhr.

Kapelle zu Selikum.

Allerheiligen 7½ Uhr hl. Messe.

Pfarramtliche Mitteilungen.

Christus-König in unserem Privatleben, in der Familie, Gemeinde, in der Gesellschaft, in der Wirtschaft, in Kunst- und Wissenschaft, in der Politik: das predigt das Fest des kommenden Sonntags jedem in der ganzen Menschheit.

In die Jungfrauen-Kongregation wurden am Sonntag nachmittag 45 Aspirantinnen feierlich aufgenommen. Gut besuchte Vorträge in der Woche vorher haben in den neuen und in den schon früher eingetetenen Kongreganistinnen die guten Vorsätze gestärkt. Auch in unserer Zeit soll man ein gottwohlgefälliges Jugendleben pflegen. Leider hat ⅛ der Schulentlassenen des letzten Jahres sich der Kongregation nicht angeschlossen.

Für die Armen kamen bei der Kirchenkollekte am Sonntag 173 Mark ein. Herzlichen Dank allen Spendern. Vergeßt auch in den nächsten Monaten die Armen nicht. Helft den Wohltätigkeits-Vereinen durch einige Spenden, die furchtbare Not ein wenig zu lindern.

✦

Vereinsnachrichten.

Kath. Arbeiterverein. Sonntag, den 26. Oktober, abends ½8 Uhr halten wir im Vereinssaal, Bergheimerstraße, eine Monatsversammlung, auf der Herr Stadtverordneter Balmes über Versicherungswesen sprechen und besonders die neuen Verordnungen bekannt geben und erklären wird. Es ist wichtig, daß alle Mitglieder darüber unterrichtet sind. Gemeinsame Lieder und ein Theaterstück werden zur angenehmen Unterhaltung beitragen. Alle Mitglieder mit Frauen und erwachsenen Söhnen und Töchtern sind herzlich willkommen. Es ist aber nicht erwünscht, daß Kinder mitgebracht werden.

Jugend- und Jungmännerverein. Am kommenden Sonntag findet abends ½6 Uhr ein Lichtbildervortrag statt. Alle Mitglieder sind eingeladen. Für die Leihgebühr möge jeder 10 Pfg. entrichten.

Wochenplan: Montag: Schachabend. Alle Schachinteressierten sind freundlich eingeladen. Uebungsstunde der jüngeren Mandolinen-Abteilung. Dienstag: Heimabend der Werkgruppe. Uebung der älteren Mandolinenabteilung. Mittwoch: Theaterprobe. Heimabend der Bezirksvorsteher. Schwimmen im Volksbad. Donnerstag: Rheinkraftabend. Turnen im Gymnasium. Heimabend der Wanderer. Freitag: Schachabend.

Am Sonntag, den 9. November, findet im Alexianerkloster der zweite Einkehrtag statt. Besonders die Mitglieder unter 18 Jahren sind herzlich eingeladen. Alle Jugendgruppen und Jugendmannschaften nehmen geschlossen daran teil. Die Führer mögen bis Sonntag, den 26. Oktober, die Anmeldungen dem Präses überreichen. Die Kosten betragen 1 Mark; die Erwerbslosen zahlen 50 Pfg.

Die Heilung des Sohnes des königlichen Beamten.

Im heutigen Evangelium sagt der göttliche Heiland: „Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht." Aus diesen Worten erkennen wir, daß das Wunder in den Augen des Herrn weder der einzige, noch der wertvollste Weg ist, um zum Glauben zu gelangen. Höher als der, der durch ein äußeres Wunder gezwungen, zu seinen Füßen niedersinkt, steht ihm der, der durch den überwältigenden Eindruck seiner Persönlichkeit und durch die Erhabenheit und Schönheit seiner Lehre zum Glauben geführt wird. Darum tadelt er die, die ihren Glauben von einem äußeren Wunder abhängig machen wollen. Darum preist er die selig, die nicht sehen und doch glauben, d. h. alle die, die auf dem ordentlichen Weg, nämlich der Glaubensmitteilung durch glaubwürdige Boten und Verkünder des Evangeliums zum Glauben gelangen. Denn auch für die Arbeit des Gottessohnes gilt, daß die Ueberwindung der totbringenden und verderbenden Mächte nicht von außen und durch Gewalt erfolgt, sondern von innen und von oben her, in gesetzmäßiger Entwicklung und Auswirkung aller seelischen Kräfte, durch die Aussaat des Guten und den Kampf der Lebensmächte mit dem Unkraut. Es sagt ein alter lateinischer Spruch: bona vita bonus syllogismus, d. h. zu deutsch: Das Leben nach dem Glauben ist für den Glauben die beste und stärkste Beweiskraft und Verteidigung.

Verantwortlich für die erste Seite das zuständige Pfarramt für den übrigen Inhalt Kaplan Marx, Köln.

Christus König?

Man kann es so oder so ansehen, von oben oder von unten, dogmatisch oder faktisch, als Forderung oder als Tatsache, als Zukunft oder als Gegenwart, als Freund oder als Feind, als Optimist oder als Skeptiker, und jedesmal wird die Antwort eine andere Färbung tragen.

Christus ist König im Himmel, ist König der Engel und der Heiligen, ist König der Gnade, ist König am Anfang und am Ende — und niemand ist, der ihm dieses Königtum streitig machen oder nehmen kann. „Dein Thron, o Gott steht immer und ewig; ein Szepter der Gerechtigkeit ist das Szepter deines Reiches" (Hebr. 1, 8).

Aber darum handelt es sich nicht, wenigstens nicht jetzt und für uns. Darum handelt es sich: Wie steht es mit dem Königtum Christi, soweit wir dafür verantwortlich sind? Gleich fühlen wir die Dornen zwischen den Rosen des Festes, und die Jubelhymnen sinken um einige Oktaven. Da ist kaum mehr ein Dorf unbestritten, kaum eine Position unberannt. Weite Provinzen sind dem König entrissen, und viele Herzen wurden ihm fremd. In den Städten legt man ihm Aufenthaltsbeschränkung auf, und auf dem Lande stellt man ihm Bedingungen. Kommt aber gar ein Kirchensteuerzettel, so „sucht man sich eine andere Heimat", wie der kanadische Ministerpräsident sich so blumig ausdrückte.

Und doch, und doch! Christus ist auch heute noch König auf Erden, König in Millionen Herzen. Schaut die Kinder an! Schaut die schlichten Seelen vor dem Tabernakel! Schaut in die Glut einer auserwählten Jugend! Schaut in das Martyrium der Pflicht, der Arbeit und der Opfer, das tagtäglich im Namen Jesu übernommen wird! Nein, Christi Sache ist nicht ohne Hoffnung! Oft mitten in der Wüste liegen seine Gärten, und im Sturmzentrum finden sich Plätze köstlicher Ruhe.

Vor mir liegt eine Photographie des jungen Fürsten von Thurn und Taxis. Aus einem Leben, das auch heute noch für Tausende der Gipfel aller Sehnsüchte wäre, zog er aus, um Christus allein zu dienen. In dem schwarzen Gewande des Benediktiners feierte er kürzlich sein erstes heiliges Meßopfer, und dann erwartet ihn die kahle Zelle oder irgend eine ferne Missionsstation unter den Wilden. Ja, das gibt es auch heute noch! Christus hat seine Anziehungskraft noch nicht verloren. Immer und immer wieder erweckt er sich Söhne und Töchter, Priester und Ordensleute, die wie Matthäus, alles stehen und liegen lassen, um ihm zu folgen. Nur mit Ehrfurcht denke ich an unsere priesterliche Jugend, die mit unbesieglichem Idealismus den schweren Kampf gegen den Geist der Zeit kämpft, der Christus das Erste und Letzte am Tage ist, nicht Begriff oder Wort, sondern ewige Unruhe, Kraft, Tat und Leben. In ihrem Herzen schlummern neue Königreiche für Christus.

Im verflossenen Wahlkampf gab es außer den Sozialisten und Kommunisten fast keine einzige Partei, die sich nicht in ihren Aufrufen als christliche Partei empfohlen hätte, und von diesen beiden Ausnahmen ist bekannt, daß sie sich gelegentlich als die einzig wahren Nachfolger des Nazareners bezeichnen. Sollte man daraus nicht die Folgerung ziehen, daß es gut stände um die Sache Jesu Christi unter uns? Oder ist dieses Interesse etwa das, was die Knechte bei der Kreuzigung zeigten, die die Kleider Jesu unter sich teilten, ihn selbst aber töteten? Soviel ist jedenfalls sicher: Auch die Feinde Jesu leben von ihm — wenn nicht von der Liebe zu ihm, so doch vom Haß gegen ihn, und oft ist auch dieser Haß nur verzerrte Liebe, Haß — nicht gegen den Jesus der Wirklichkeit, sondern gegen irgend einen Jesus der Fiktion oder der Konvention, der ihnen entgegentritt. Wären alle Christen, die diesen Namen tragen, wirkliche Abbilder des Herrn, so würden die Fronten klarer und der Haß wahrscheinlich geringer werden. Aber wie der Berliner Groß dem Heiland am Kreuze die Gasmaske vorbindet und Kanonenstiefel anzieht, so zieht die christliche Gesellschaft nicht selten ihren höchst eigensüchtigen Bestrebungen die Maske des Christentums vor. Welches Unrecht ist da das größere? Der Kampf für Jesus Christus muß in unseren eigenen Herzen beginnen!

Noch ist das Königtum Jesu Christi nicht aufgerichtet in der Welt, und die Wogen des Kampfes gehen auf und nieder. Oft kann man Freund und Feind nicht unterscheiden. Aber wir dürfen guten Mut haben, solange wir guten Willen haben. „Was seid ihr furchtsam, ihr Kleingläubigen?" (Matth. 8, 26). Denken wir daran, daß Paulus der Bekehrung am nächsten war, als er am heftigsten gegen Jesus wütete! Wer um Christus kämpft, ist ihm noch nicht verloren. Nur die Satten und Sicheren haben nichts von ihm zu erwarten. „Nicht ihr habt mich erwählt, sondern ich habe euch erwählt", sagte er warnend seinen Jüngern (Joh. 15, 16). Als die erste deutsche Nationalversammlung dem preußischen König Friederich Wilhelm IV. (1849) die deutsche Kaiserkrone anbot, wies er die Abgesandten zurück. Auch dem Heiland ist es nicht gleichgültig, wer ihm heute die Königskrone anbietet. Mit Glockenklängen, Liedern und Festgedichten ist es heute nicht getan. Wir dürfen nicht mit leeren Händen kommen. „Nicht ihr habt mich erwählt, sondern ich habe euch erwählt und euch gesetzt, daß ihr hingeht und Frucht bringet". Können wir die Früchte Jesu aufweisen, dann wird Jesus auch die Königskrone gern aus unseren Händen entgegennehmen.

An den König!

Sie hatten dich entthront und aus dem Land vertrieben,
dem Reich, das dir seit Schöpfungszeit gehört;
sie wähnten deines Namens Macht zerstört,
den du mit Blut ins Menschenherz geschrieben.

Und da sie Götter sich gezeugt nach eignem Willen,
die ihnen gern der Erdenleib gebar,
da wuchsen finstrer Herrscher eine ganze Schar,
da mußte ihnen hart ein Schicksal sich erfüllen.

Und wie die Elemente wider Menschenwerk sich hoben
und Menschenscharfsinn ihrer Macht erlag,
von Pol zu Pol zog da herauf dein Tag;
des Geistes Schau will dich als Retter loben.

Du reutest brache Aecker dir im Seelengrunde;
in Millionen Herzen sproßt dir junge Saat;
die drängt und drängt zur reichen Weltentat,
harrt auf ein Königswort aus deinem Allmachtmunde.

Du, der die ewigen und die irdischen Kronen
verleihend, nehmend hält in seiner Hand:
laß Volk und Führer auch in unserm armen Land
all in der Sonne deiner Königsweisheit wohnen!

Katharina Becher.

Der Segen des Guten /

Ein wahres Märchen für große und kleine Kinder.
Von F. Schrönghamer-Heimdal, Passau-Haidenhof.

Eine arme Hirtenfrau hatte sieben Kinder. Als der älteste Knabe zehn Jahre zählte, gab sie ihn zu einem großen Bauern als Hütbuben, damit er sich sein Brot schon selber verdiene; denn im Elternhause war Schmalhans Küchenmeister. Beim wehen Abschied sprach sie zu dem Büblein, indem sie ihm die Stirne mit Weihbrunnen segnete: „So geh denn mit Gott! Ich kann dir nichts mitgeben als den Segen Gottes und eine Mutterlehre: Tu und denke immer das Gute! Nichts ist leichter als das. Und das Gute kann man immer tun. Der liebe Himmelsvater, der die Liebe und Güte selber ist, tut auch immer Gutes. Er tut es von Ewigkeit zu Ewigkeit. Du bist zwar nur ein armer Hirtenbub, aber dennoch Gottes Ebenbild und sollst ihm ähnlich werden in guten Gedanken, Worten und Werken. Merk dir: Wo das Gute gedacht und getan wird, kann der böse Feind keinen Samen der Unsaat säen! Der Same des Guten bringt Segen, der Same des Bösen zeitigt Unheil fort und fort. So denke und tue immerfort nur Gutes, dann wirst du glücklich sein für Zeit und Ewigkeit."

Der Knabe nahm die Mutterlehre gläubig und vertrauend in seinem Herzen auf und nahm sich fest vor, immer nur das Gute zu denken und zu tun. Und das war gar nicht so schwer, wie er anfangs meinte. Wenn auch der böse Feind seinen Unkrautsamen in das Herz des Knaben zu senken suchte, so erreichte er doch nichts und gab es auf; denn das Gute war dem Büblein so sehr zur Gewohnheit geworden, daß für Böses bald kein Räumlein mehr in seinem Herzen war. So arm das Büblein auch war, so reich und glücklich war es in der Tiefe seines Gemütes, und alle guten Leute liebten es und eiferten ihm nach in Güte und Liebe.

Als der Hirtenknabe eines Morgens wieder einmal seine Herde zum Walde trieb, fand er in der Furche eines Karrens auf dem steinigen Weg drei Roggenkörner. „Ach," dachte der Knabe, „das nächste Wagenrad wird die Körner auf dem harten Steinboden zermalmen. Ich will sie lieber aufheben und zu mir nehmen. Wer weiß, was noch Gutes aus ihnen werden kann, wenn der Vater der Güte, der Herr des Himmels und der Erde, seinen Segen dazu gibt. Lasse ich die Körner liegen, gehen sie nutzlos zugrunde. Umsonst ist dann die liebe Lebenskraft, die in ihnen von Sonne und Aehrensegen träumt. Sie sollen wachsen, blühen und Früchte bringen. Wer weiß, ob sie nicht jemand in arger Lebensnot zugute kommen?"

So nahm er die drei Körnlein zu sich und senkte sie auf der Waldblöße, wo der Weidepiatz seiner Herde war, in die Asche seines letzten Hirtenfeuers. Aus den drei Körnlein wuchsen in der fruchtbaren Asche die roten Länzlein der jungen Saat. Der Knabe sah sie mit Entzücken und trug ihnen mit seinem Hute aus der nahen Quelle Wasser zu, daß die jungen Wurzeln Saft und Segen hätten. Bald quoll das Grün in dichten Büscheln aus dem Aschenboden, und als sie in die Halme schossen, zählte der Knabe über hundert Aehren, die aus den drei winzigen, unscheinbaren Körnern gewachsen waren. Er umgab sie mit Gedanken der Güte und Liebe, daß ihnen kein Frost und kein Schlossenschauer schade, daß sie zu schöner Ernte reiften und jemand in arger Lebensnot zugute kämen.

Als die Zeit der Ernte war — der Knabe weidete seine Herde schon auf einem andern Platze — da begab es sich, daß sich der Herr des Schlosses, das man über die Waldwipfel herlugen sah, auf der Jagd verirrte. Er hatte einen starken Hirsch in der Wildnis der Wälder verfolgt und wußte nicht mehr ein und aus. Drei Tage und drei Nächte war er schon in den finsteren Forsten umhergeirrt, ohne daß er einen Ausweg gefunden hätte. Von Durst gepeinigt, von Hunger gefoltert, wußte der Ritter nicht mehr, was er zu seiner Rettung tun sollte. Alles Rufen nach seinen Reisigen war vergebens gewesen. Er mußte in der Wildnis elend umkommen, wenn ihm niemand zu Hilfe kam. Da, in seiner höchsten Not gedachte der mächtige Mann, der sonst in seinem Reichtum und Uebermut von Gott nicht viel wissen wollte, seine Rettung dem Himmel anzuvertrauen. Er kniete auf dem Waldboden nieder, reckte seine Hände zur Höhe und sprach: „Nur ein Wunder kann mich noch retten. Wenn es einen Himmel gibt, so sende er mir zur Rettung, Wasser und Brot, eh' ich verschmachte. Und wenn es nur eine Handvoll Korn wäre, so will ich glauben und fürderhin auf Gottes Wegen wandeln."

Kaum hatte der Ritter so gerufen, hob ein Windstoß die Aeste, die ihm den Ausblick auf die Waldblöße verwehrt hatten, und er sah das helle Wunder — ein reifes Roggenfeld mitten in der Wildnis des Waldes, und die Aehren nickten ihm zu: Komm und erlabe dich an uns in deiner ärgsten Not! Und die Quelle raunte ihm zu: Komm und lösche deinen Durst!

So war also das Wunder durch die fürsorgliche Güte des Hirtenknaben geschehen, die dem Ritter in letzter Not das Leben rettete. Dieser aber dankte Gott auf den Knien für das sichtbare Wunder der Sättigung. Er genoß die Aehrenkörner wie eine Wegzehrung zu einem besseren Leben in Gott und ließ an der Stelle ein Kirchlein bauen zum ewigen Gedächtnis an das Wunder.

Um jene Zeit kam ein reicher Kaufmann aus der Stadt in jene Gegend, wo sich das Wunder begeben hatte. Da er in der Schenke von dem wunderbaren Ereignis hörte, begab er sich zu dem Kirchlein im Walde. Da war eine solche Stille, ein solcher Gottesfriede um ihn, daß er sich entschloß, seine Besitztümer zu verkaufen, den Erlös unter die Armen zu verteilen und sein Leben als Einsiedler in einer Klause neben dem Wunderkirchlein im Walde zu vollenden. Und so tat er auch. Der Mann aber lebte so heilig, daß die Leute aus der Gegend schon zu seinen Lebzeiten zu ihm um Rat und Hilfe in ihren Lebensnöten pilgerten. Als er in Gott verschieden war, blieb sein Leib unverwest, und an seinem Grabe geschahen Wunder um Wunder.

Dann kam eine böse Zeit für die Waldleute. Der Feind fiel von allen Seiten ins Land, Seuchen und Krankheiten verheerten Stuben und Ställe. In ihrer Not flüchteten die letzten Ueberlebenden auf die Waldblöße zum Wunderkirchlein. Dort suchte sie kein Feind, keine Seuche, kein Sterben. Sie überstanden an dem Platze, wo die große Liebe des Hirtenknaben immer noch lebendig war, alle Drangsale dieser schrecklichen Zeit und siedelten sich um das Heiligtum herum an. Sie wurden und blieben ein rechtes Volk Gottes, das nur Liebes dachte und Gutes tat, wie einst das arme Hirtenbüblein getan.

Um dieselbe Zeit war das Hirtenbüblein längst ein griesgrauer Greis und segnete nach einem Leben voll Güte und Liebe das Zeitliche. Wie wunderte er sich, daß er eines Morgens nicht in einer kargen Knechtkammer, sondern in der hellen Himmelsglorie erwachte!

Sein Mütterlein sah er dort und hinter ihr eine Schar von Heiligen mit bekannten Gesichtern. Und wie er vor heiligem Erschrecken auf die Knie fiel, rief eine liebesgewaltige Stimme: „Steh auf, mein Sohn! Du warst getreu in dem Wenigen, das ich dir durch deiner Mutter Lehre anvertraute. So will ich dich über vieles setzen. Sieh die Scharen dieser Heiligen! Das sind die Guten, die du durch dein Beispiel der Güte und Liebe zum rechten Wandel geleitet. Sieh den Ritter, dem du das irdische und ewige Leben gerettet! Sieh den heiligen Einsiedler! Sieh das heilige Volk! Eine ganze Ewigkeit hin werden sie dir in heiliger Himmelsliebe anhangen. Geh ein in die Freuden des Herrn! Ernte die Saat des Guten, die du gesät, durch alle Ewigkeiten hin. Amen."

Sparsamkeit

J. Adams.

„Ich werde bestimmt morgen anfangen, zu sparen!" versprach der Verschwender.

*

„Wenn du nicht heute damit anfängst, wirst du nie sparen!" entgegnete ihm der Sparsame.

*

Im ersparten Groschen liegt die Möglichkeit zum ersparten Taler.

*

Die meisten möchten wohl bei andern sparen, nur nicht bei sich selbst!

*

Der Geizige spart am Notwendigen — der Sparsame am Ueberflüssigen.

*

Wer spart, ist frei — wer borgt, wird Sklave!

*

Wer spart, versichert seine Zukunft.

*

Verschwender und Sparer begegneten einander.

„Merkwürdig, daß man sich so selten trifft!" meinte der Verschwender.

„Kein Wunder," lächelte der Sparer, „da, wo man verschwendet — trifft man mich nicht, und wo man spart — trifft man dich nicht!"

gezeigten Stelle ein Kirchlein. Alle diese Bienen-Segender zeichnen sich aus durch Innigkeit, Zartheit und Schönheit des Gedankens.

Auch in den Volksgebräuchen wird die Biene als die treue Genossin der Menschen anerkannt; in manchen Gegenden Frankreichs besteht der Brauch, den Bienen den Tod ihres Besitzers anzusagen, indem man ein schwarzes Tuch über die Bienenstöcke legt. Die Produkte der Bienen, Honig und Wachs, dienen vielfach frommen Zwecken, so das Wachs, aus den Blüten gewonnen, zu den Kerzen beim Gottesdienst. Wachskerzen aus reinem Wachs haben allein das Vorrecht bei dem liturgischen Gottesdienst der Kirche brennen zu dürfen.

Auch der Bienenkorb findet seine Anwendung als Sinnbild der Gelehrsamkeit und Beredsamkeit. So beim hl. Bernhard von Clairvaux († 1153) der als Kirchenlehrer den Titel Doctor Mellifluus (Lehrer von Honig fließend) führte. Auch die durch ihre Beredsamkeit ausgezeichneten alten Kirchenväter, der hl. Chrysostomus († 407) und der hl. Ambrosius († 397), haben den Bienenkorb auf ihren Bildern als Abzeichen. Letzterer ist der Patron der Wachszieher, während Bernhard von Clairvaux Patron der Bienenzüchter ist (H. Samson, Die Schutzheiligen, S. 106).

Tg.—

Die Biene als Sinnbild

Ein Sinnbild, ein Symbol ist eine sinnliche, bildliche Vorstellung, durch welche eine selbst nicht sinnliche, sondern abstrakte Vorstellung, ein Sinn veranschaulicht wird. Die Symbolik ist die Wissenschaft und Lehre von den Sinnbildern oder Symbolen, insbesondere den religiösen; sie lehrt uns, den hinter einem Sinnbild verborgenen tiefern Sinn erkennen, welchem etwas Geistiges, Unsichtbares oder Unbarstellbares zugrunde liegt. Ihr Ursprung ist auf die Hieroglyphen- oder Bilderschrift der alten Aegypter zurückzuführen, denen sie durch die Vermittlung der Juden auf die Christen übergegangen ist. In der christlichen Symbolik nimmt die Tier-Symbolik einen breiten Raum ein, in welcher im Mittelalter gewisse Tiere zu Vertretern besonderer Eigenschaften, Tugenden und Lastern gemacht wurden, für welche sie die bildende Kunst als Symbol benutzte. So versinnbilden der Löwe die königliche Würde, der Pfau den Edelmut, der Adler die Unsterblichkeit, der Hund die treue Freundschaft, das Schwein die Völlerei und schließlich die Biene den Fleiß, die Unschuld, die Gelehrsamkeit und die Beredsamkeit.

Nach der etymologischen Deutung heißt Biene die „Wohnerin". Ihr alter Name war „Imme", wovon wohl das Eigenschaftswort „emsig" abzuleiten ist. Heißt doch der Bienenzüchter noch heute noch der Imker. Im Slavischen hat die Biene den Namen „Zeidel"; daher heißt in Böhmen und Schlesien der Bienenwirt auch der Zeidler, und den Ort, wo die Bienen ihre Nahrung suchen, nennt man die Zeidelweide.

In den Rechtssprichwörtern des Mittelalters bedeutet der Spruch „Der Bien ist ein wilder Wurm", daß ein Bienenschwarm demjenigen gehöre, der ihn zuerst einfängt. Auch in neueren sprichwörtlichen Redensarten kommt die Biene vor; so gebraucht man in Norddeutschland oft die Redeweise „Der Bien muß", um einen unvernünftigen Zwang zu bezeichnen. Sie wird zurückgeführt auf eine Anekdote, nach der ein Musje prahlte, in seinem Heimatlande seien die Bienen so groß, wie bei uns die Spatzen; auf die Frage, wie sie denn in die kleinen Fluglöcher der Bienenkörbe kämen, habe er geantwortet: „Der Bien muß!"

Die Heilige Schrift verkündet an mehreren Stellen das Lob der Biene. „Die Biene ist zwar klein," heißt es bei Jesus Strach, „aber ihre Frucht hat den Vorzug vor den Süßigkeiten." Wie die Alten die Kolonien mit Bienenschwärmen verglichen, so ist in der christlichen Symbolik der Bienenschwarm das uralte Sinnbild einer frommen und einigen Gemeinde. Der heilige Ambrosius vergleicht die Kirche mit einem Bienenstocke und die Christen mit dem Stocke stets treuen und fleißig dienenden Bienen, die den bösen Hang zur Hoffahrt, Schmeichelei usw. hassen und, die Blumen prüfend, von allen nur das Beste, den Honig, behalten. Der Christ soll der Biene gleichen und seinem Könige Christus gehorchen, wie die Biene ihrer Königin.

In Rom zeigt ein altchristliches Grabdenkmal einen Genius, der eine Biene und einen Pfau (Sinnbild der Unsterblichkeit) hält; die Biene soll hier den Reichtum der guten Werke anzeigen, welche dem Verstorbenen nachfolgen. — In Rom hat die Kirche der Sapientia (Weisheit) die Bienengestalt zum Grundriß; sie wurde erbaut zum Andenken an den Papst Urban VIII. (1623—1644), der aus dem Hause Barberini (Bienen) stammte; dieses Geschlecht führte die Biene dann auch im Wappenschilde.

Die Biene ist weiter ein Sinnbild der Unschuld und Reinheit, in den Legenden daher die treue Begleiterin mancher Heiligen. Im Sinne der zartesten Unschuld und Reinheit bilden in mehrfach vorkommenden Legenden Bienen um eine von ruchloser Hand weggeworfene hl. Hostie eine zierliche Monstranz von Wachs, um den gottlosen Menschen zu beschämen; auf einem Bilde in St. Antonio zu Padua ist eine solche Begebenheit dargestellt. Nach einer Legende von der hl. Bonizella formten ihr Bienen, als sie einsam gestorben war, einen zierlichen Wachskelch in die reine, jungfräuliche Hand. Der fromme Einsiedler Gottfried sah einmal unter einer Brombeerstaude Bienen damit beschäftigt, einen kleinen Altar aus Wachs zu formen; er erbaute daher an der Stelle eine Kapelle, ferners wir unser Lebensschiff leicht und sicher durch Regen- und Sonnentage hindurch zum Hafen

Trost im Wandern

H. C. Meyer.

Heimat aber fremd' Gestade,
über all bin ich nur Gast,
doch kein Ort ist, den in Gnade,
Herr, du nicht gesegnet hast.
Und wo auch mein Fuß nur gehet,
wo ich wandele und bin,
Herr, dein helfer Odem wehet
über alle Landschaft hin.

Ich bin heute in einer Laune . . . .

K. M.

Das Telephon rasselt. — Furchtbar. — Schon zum so und so vielten Male. Dazu hat mich noch jemand aufgehalten. Das Essen in den Kochtöpfen brodelt. Meine Nerven tanzen. Ich greife zum Hörer. Und was hat man mir zu sagen? . . . Weißt du, ich bin heute in einer Laune! Ich könnte alles kaput schlagen."

Ganz sonderbar wird mir zumute. An anderen merkt man ja seine eignen Fehler am ersten. Und mir kam jetzt erst zum Bewußtsein, wie wenig schön ich selbst mich in diesem Spiegel ausnahm.

Ja, wie häßlich diese Launenhaftigkeit — die bei jeder Kleinigkeit das Gleichgewicht verliert! Sicher ist das Menschenherz Stimmungen unterworfen. Aber darf uns ein dunkles Wölkchen gleich so mißmutig machen? Wie schwer ist es mit solchen „Launchen rühr mich nicht an!" umzugehen!

Ich war zufällig einmal dabei, wie ein Mann schlechte gelaunt nach Hause kam. Im allgemeinen der beste Kerl von der Welt, war er, wenn ihm, wie man zu sagen pflegt, eine Laus über die Leber gelaufen war — furchtbar. Alle mußten dran glauben, angefangen vom kleinen „Ami", dessen Begrüßung mit einem Fußtritt erwidert wurde, bis zur Gattin, deren rührende Liebe er nicht sah. Ja überhaupt all das Schöne seiner gemütlichen Häuslichkeit für ihn nichts war im Verhältnis zu einem Aerger, dem er nicht aus dem Wege gehen konnte.

Warum nehmen wir die Kleinigkeiten des Lebens so tragisch? Warum können wir uns über ein ungeschicktes Wort des Hausmädchens Tage lang ärgern? Warum gestatten wir einer Laune Hin- und Hermarsch. Wir müssen uns in der Gewalt haben. Selbst Stunden ernster Not und diesen Leids dürfen uns nicht aus dem Gleise werfen.

Der Weg dazu? — Einfach! Der Kompaß unserer Seele muß auf Gott eingestellt sein. Dann das Steuer auf ihn eingestellt, steuern wir unser Lebensschiff leicht und sicher durch Regen- und Sonnentage hindurch zum Hafen

Das Gebet des kleinen Apostels Guido.

Der Jesuitenpater Joseph Junkers schrieb im Sendboten des göttlichen Herzens Jesu eine kleine Geschichte, die auch in einem Buche über Guido steht.

Im „Neuen Zirkus" zu Paris war Vorstellung. Zwei reizende Seilkänzerinnen zeigten gerade ihre Kunststücke, und alles folgte den Darbietungen mit gespanntester Aufmerksamkeit. Und doch nicht alle: In einer Loge saßen zwei Knaben, Guido und Markus v. Fontgalland, mit ihrer Erzieherin. Sinnend stützte Guido seine Ellenbogen auf die Rampe und schaute wie geistesabwesend auf das Treiben der Künstler und das Staunen der Zuschauer. Forschend beobachtete ihn das Fräulein: „Guido, an was hast du denn gerade gedacht?"

„Ich wollte einmal zählen, wieviel Kinder und Erwachsene hier sind und wie viele von ihnen wohl den „kleinen Jesus" gern haben. Nun, morgen bei meiner Kommunion werde ich für alle Leute vom Zirkus beten." Und bald war er wieder bei der Sache und lachte und klatschte zu den lustigen Sprüngen der Clowns. Guido hat bei seiner Kommunion am nächsten Tag sicher an die Leute vom Zirkus gedacht. Wer hätte aber geahnt, daß diese Begebenheit noch ein rührendes Nachspiel haben sollte!

Drei Jahre nach Guidos Tod kam die Zirkusgesellschaft „Tom Tim Pouce" nach Paris und gedachte, sich dort vier Wochen lang aufzuhalten. Unter ihnen befand sich ein kleiner Italiener von zwölf Jahren, Hugo mit Namen. Seine Eltern hatten sich wenig um ihr Kind gekümmert, und so geschah es, daß Hugo in die Hände dieser Zirkusleute fiel.

Kaum in Paris angelangt, kam der Kleine auch schon auf den Gedanken, den langen Aufenthalt für seine Seele nutzbringend zu verwenden. Hier wollte er nun endlich einmal zur ersten hl. Kommunion gehen und sich firmen lassen. Und dieser Gedanke ließ ihn nicht mehr los. Kurz entschlossen ging er in die nächste Kirche und eröffnete dem dortigen Pfarrer seinen Wunsch. Der schickte ihn zum Hilfswerk des Kardinal „Ferrari", und ein Herr, Marzell Taiappa, nahm sich des armen Seilkänzerkindes an.

„Kennst du Guido?" war seine erste Frage.

„Nein."

„So, dann nimm dies Büchlein und lies!" Der Kleine las und las und konnte sich gar nicht satt dran lesen. Guido wurde ihm ein treuer Freund, er fühlte sich auf einmal nicht mehr allein, jetzt hatte er, wie er sich ausdrückte, einen Bruder im Himmel, einen Bruder, den er innig lieben konnte und lieben wollte. Er war fest davon überzeugt: Der Wunsch, der ihm in Paris kam und ihn gar nicht mehr loslassen wollte, nämlich den lieben Gott kennenzulernen, den verdankte er dem Gebete des kleinen Guido für die Leute vom Zirkus. Und hatte ihn Guido zum lieben Gott geführt, jetzt sollte er auch sein Beschützer werden. Er nahm das Bild seines Freundes und klebte es sich aufs Herz: bei den halsbrecherischen Turnübungen, die er machen mußte, wollte er ihn bei sich haben. „Und wenn ich mir dabei den Hals breche," sagte er, „dann möchte ich so sterben wie mein lieber Guido." Geduldig steckte er von nun an die Peitschenhiebe ein, die er bekam. Er opferte sie auf für seinen kleinen Freund. Aber noch weiter drängte ihn Guido. Der Kleine wurde gar Apostel; auch seine Gefährten wollte er mit seines Freundes Hilfe zum lieben Gott führen. Da war ein 25jähriger Seilkünstler, der noch nicht getauft war. Ihm gab er zuerst das Büchlein zum Lesen. Und was geschah? Auch diesen jungen Mann erfaßte unter dem Einfluß der Lesung der Wunsch nach Gott, auch er wollte sich unterrichten und taufen lassen und dann zur ersten heiligen Kommunion gehen.

Inzwischen lernte Hugo fleißig seinen Katechismus, um sich auf den Tag seiner ersten Begegnung mit Jesus würdig vorzubereiten. Gar zu gern wäre er aber einmal nach dem Heim seines lieben Freundes gepilgert. Er bettelte und bat seinen Lehrer, und schließlich führte ihn Herr Taiappa hin. Welch ein Jubel, welche Freude für das verlassene Kind, die Stätte zu sehen, wo sein lieber Guido gelebt, wo er gelitten hatte, wo er eines so seligen Todes gestorben war! Zwar war er etwas enttäuscht, als er von Frau v. Fontgalland erfuhr, Guido sei eigentlich nie in dem Zirkus gewesen, wo Hugo gerade auftreten mußte; aber was schadete das, Guido hatte ja für alle Leute vom Zirkus gebetet, sicher auch für ihn, und — hatte denn sein Gebet nicht schon herrliche Frucht getragen? Freudestrahlend erzählte er der erstaunten Frau von seinem Glück, seiner Freundschaft mit dem kleinen Guido und auch von dem Bildchen, das er immer unter seinem schillernden Trikotanzug trug. Da schenkte ihm die gute Dame ein Stückchen von einem Kleide Guidos. Und das trägt Hugo jetzt beständig bei sich. „Sein lieber Freund wird ihn vor einem Unfall schützen und ihn dann schließlich einmal zum lieben Gott in den Himmel führen." Das war der Segenswunsch der Mutter Guidos. Und überglücklich verließ der Kleine die Wohnung seines lieben Freundes.

Pfingsten 1928 ging Hugo dann zur ersten heiligen Kommunion, und an seiner Seite der 25jährige Seilkünstler, der am Vortage die heilige Taufe empfangen hatte. Guidos Mutter war auch erschienen, um das Glück der beiden zu teilen. Und wer möchte daran zweifeln, daß auch Guido da war! Hatte er doch diese beiden Seelen durch sein Gebet „für alle Leute im Zirkus" gewonnen.

Zum Dank und zur steten Erinnerung an diese Gnade wollte Hugo bei seiner Firmung den Namen seines lieben Guido annehmen. Möge ihn sein Freund weiter beschirmen!

Der Schirm.

Es war einmal ein alter Schirm.

Er war wohl so alt wie sein Herr. Ja, er war ihm sogar etwas ähnlich. Er hatte ebensolche alte, abgenutzte und geflickte Kleidung an wie sein Herr. Der Herr verließ fast gar nicht mehr den Sessel am Schreibtisch, der Schirm die Ecke hinterm Schrank. Des Herrn Kopf wurde vor Alter grau, und auch des Schirmes Griff nutzte sich mit der Zeit ab und verlor seine einst schön lackierte Schwärze. Des Herrn Rippen konnte man durch die Haut geradezu zählen, und ebenso war es mit des Schirmes Stäben. Beiden setzte das Alter zu.

Der Schirm stand still in der Ecke und träumte vor sich hin.

Und wenn er dies nicht tat, dann erinnerte er sich an die vergangenen Zeiten.

Damals, als er noch jung gewesen war.

„Altes Gerümpel! Altes Gerümpel!" so verhöhnte ihn der Strohdeckel, der vor der Tür faulenzte, so daß dem alten Schirm häufig die Tränen kamen.

Einmal kam zu seinem alten Herrn ein Fremder. Er ging im Zimmer umher, erblickte schließlich den Schirm und sagte:

„Weshalb wirfst du den nicht auf den Kehricht? So ein altes Gerümpel! Weshalb bewahrst du ihn noch auf?"

Der Schirm war empört.

Was ging das den an? Wie konnte er es wagen?

Sein Herr aber entgegnete mit milder, leiser Stimme:

„Auch ich bin so ein altes Gerümpel und habe es nicht eilig, auf den Kerichthaufen zu kommen, weshalb ich auch ihn nicht hinauswerfe. Weißt du übrigens, daß mir jener alte Schirm das Leben rettete?"

„Wieso?"

„Nun, das war so. Ich ging einst ins Nachbardorf durch den Wald. Es ist schon sehr lange her. Damals kamen noch Wölfe in den Wäldern vor. Es ging zum Frühling zu. Es war so windig und es regnete, daß man sich kaum aufrecht halten konnte. In diesem Regen ging ich den beschwerlichen, weil glitschigen und lehmigen Weg. Plötzlich erblickte ich einen Wolf, der hinter einem Baume stand! Seine Augen leuchteten, er bleckte die Zähne und rannte geradeswegs auf mich los. Zur Flucht war weder Gelegenheit noch Zeit. Waffen hatte ich nicht bei mir, nur den Schirm. Ich schloß rasch den Schirm und schlug mit dem Griff zwischen die Augen des Wolfes. Der Wolf heulte auf und flüchtete. Ja, ja, wäre der Schirm nicht, dann wäre ich auch selbst heute nicht. Wie sollte ich ihn also auf den Kehrichthaufen werfen?"

Unser Schirm war ganz Ohr. In der Tat! In der Tat! Wie hatte er eigentlich auch jene Wolfsgeschichte vergessen können. Es waren inzwischen soviel Jahre vergangen, so daß es seinem Hirn ganz entfallen war. Jetzt aber erinnerte er sich an alles. Es war ihm, als sähe er noch den Wolf vor sich.

Ja, ja. Er hatte seinem Herrn das Leben gerettet. Er, der armselige Schirm, das alte Gerümpel seines Herrn hatte jenen vom sicheren Tode gerettet. Noch länketen in seinen Ohren die Worte: „Wäre jener Schirm nicht gewesen, dann wäre ich auch nicht mehr." Lieber, braver, guter Herr! Der Schirm reckte würdevoll seine alten, fast schon morschen Stäbe, setzte dem Strohdeckel gegenüber ein grausames Gesicht auf und geruhte überhaupt nicht, auf ihn zu blicken.

„Hast du schon jemals jemanden das Leben gerettet, alter Faulenzer?" Und jedesmal, wenn ihn die Not wieder bedrohte, der Rost stärker zusetzte, die Flicken auseinanderfielen und die alten Knochen schmerzten, erinnerte sich der alte, brave Schirm an jenen Wolfstag in seinem Leben, da er seinem Herrn das Leben gerettet hatte. Und dann wurde ihm gleich wohl zumute.

Leo Kofzelka.

Die Kartause von Valsainte

Von Religionslehrer H. Krichel.

Der Wanderer, der das Tal der Sarine bei dem mittelalterlichen Städtchen Gruyère verläßt und dem Laufe des Baches Javroz bergwärts folgt, sieht sich bald umgeben von einer grandiosen Alpenwelt. Im Süden erblickt er die ragenden Gipfel des Dent de Broc und die wildzerklüfteten Gastlosen, die wie die Finger einer Geisterhand zum Himmel weisen, im Westen den Moleson, den man mit einem schlafenden Ungeheuer vergleichen könnte. Das Gewand des Bergriesen ist fein gewirkt aus dem hellen Grün der Weiden und bestickt mit Alpenrosen, Edelweiß und Enzian, und das Schweigen der Natur wird nur unterbrochen von dem fernen Klingen der Kuhglocken und dem frohen Jodeln der Senner.

Hier — am Südabhange des La Berra, etwa 20 Kilometer südlich von Freiburg — war es, wo der Edle Girard I. von Corbières im Jahre 1294 ein Gelände in wilder, unzugänglicher Einsamkeit den Söhnen des hl. Bruno zur Gründung einer Kartause schenkte.

Der Prior Dom Guillaume begann mit seinen Gefährten den Bau. Eine Klause nach der andern entstand. Aber es war noch ein weiter Weg von diesen einfachen Holzbauten bis zu dem heutigen gewaltigen Gebäudekomplex, der einem kleinen Dorfe ähnlich sieht.

Bald nannte man das Tal Val de tous les Saints (Tal Allerheiligen). Die Mönche gaben ihm den Namen Valsainte = „Heiliges Tal".

Die vielhundertjährige Geschichte der Kartause weiß zu berichten von manchen Mühen und Plagen, Kämpfen und Schwierigkeiten, von der Vertreibung der stillen Klausner (1778—1857) und ihrer endlichen Rückkehr. Den äußeren Teil der Klostergebäude bilden Sprechzimmer, Räume für die Brüder und Knechte, ferner Ställe, Werkstätten usw.

Im Innern liegt die eigentliche Kartause. Die Zellen der Mönche sind wirkliche Eremitagen. Sie bestehen aus zwei geräumigen Zimmern zur Betrachtung, Arbeit und Ruhe. Zu jeder Klause gehört eine Galerie zum kurzen Spaziergang bei schlechter Witterung, ferner Werkstatt und Garten. Neben dem Eingang zur Eremitage findet sich ein Schalter für die Speisen, die hier dem Klausner bereitgestellt werden, um ihn bei der Contemplation (Betrachtung) in der Zelle nicht zu stören. Die Inschriften auf den Türen sprechen von Tod, Gericht, Himmel, Buße, vom Segen und Glück der Einsamkeit.

Die Kirche ist, wie alles in der Kartause, schlicht und nüchtern. Keine Orgel, kein mehrstimmiger Gesang ertönt hier. Keine Kniebänke stehen den Mönchen bereit. Ergreifend aber ist es, wenn die stillen Klausner im weißen Habit nachts zwischen 11 und 2 Uhr hier die Matutin monoton ernst und demütig singen. Mitten in der Nacht rufen sie Gott an, gedenken der Sünder und Unglücklichen, mögen sie auch selbst von der Welt vergessen sein.

Die Messe der Kartäuser hat manche orientalische Besonderheiten, die auf Irenäus von Lyon zurückzuführen sind. Man zählt etwa 25 unwesentliche Abweichungen von der römischen Liturgie.

Die Hauptaufgabe des Kartäusers ist das Verweilen in der Einsamkeit und im Schweigen. Er ist allein in der Zelle, abgeschlossen von den andern, sogar in der Kirche, wo er das Haupt mit der Kapuze verhüllt hat.

Ueberall herrscht tiefstes Schweigen. Die Einsamkeit wird nur wenig unterbrochen. Gebet und Betrachtung sind die wichtigste Beschäftigung des Reklusen. Dazu kommt eine heroische Abtötung als Mittel zur Vereinigung mit Gott. Der Schlaf wird allnächtlich unterbrochen, wenn er am tiefsten ist. Vollständige Abstinenz von Fleischspeisen wird geübt. An einem Tage in der Woche, gewöhnlich am Freitag, wird nur Wasser und Brot genossen. Nur zweimal am Tage nimmt der Mönch Nahrung zu sich. Die Abtötungen werden noch vermehrt während der Advents- und Fastenzeit.

Die Monotonie der Einsamkeit wird unterbrochen durch Uebungen der vita communis (des gemeinsamen Lebens) in der Kirche, im Kapitelsaal und durch gemeinsame Mahlzeiten an Sonn- und Festtagen im Refektorium. An solchen Tagen ist auch Rekreation (Erholung) mit Colloquium (Gespräch), die aber nicht obligatorisch (verpflichtend) sind. Jede Woche sollen die Mönche einen Spaziergang von mindestens drei Stunden machen. So ist neben der Ruhe des Geistes auch für die Gesundheit des Leibes gesorgt.

Die wissenschaftliche Arbeit wird gepflegt in Verbindung mit dem geistlichen Leben. Diese intellektuelle (verstandesgemäße) Tätigkeit dient zur Unterstützung der Meditation (Betrachtung), aber auch dem Seelenheil anderer Menschen. Der einsame Klausner ist schriftstellerisch tätig, um die Menschheit dadurch seelisch zu fördern.

„Der Mund schweigt, aber die Hand redet."

Den Mönchen steht eine gute Bibliothek mit 15 000 Bänden und wertvollen Sammlungen zur Verfügung.

Mit der rein geistigen Tätigkeit verbindet sich die Handarbeit. Diese richtet sich nach der Fähigkeit und dem Geschmack des einzelnen, angefangen vom Holzhacken bis zu den schönen Künsten, sofern sie mit dem religiösen Leben vereinbar sind. Hinzu kommt die Pflege eines eigenen Gärtchens, die jedem obliegt.

Für Menschen, die das Gottsuchen bis zur letztmöglichen Konsequenz durchgeführt und allen Erdenballast schon zu Lebzeiten abgeworfen haben, kann der Tod nichts Trauriges und Schreckhaftes bedeuten. Er bringt ihnen ja Erfüllung ihres Gottessehnens. Der Begräbnisritus der Kartäuser atmet Hoffnung und Freude. Das kommt im Magnificat zum Ausdruck.

Der verstorbene Mönch liegt, mit seiner weißen Kutte bekleidet, auf einem einfachen Brett. Das Haupt, mit der Kapuze verhüllt, ruht auf einem Kissen. So wird er auch zu Grabe getragen, zum Ort der Ruhe. Das Grab ziert ein kleines schwarzes Kreuz, das keinen Namen trägt. Hier ruht der Obere neben dem Frater, wovon keine Inschrift dem Beschauer Kunde gibt. Im Tode sind alle gleich. Auf allen Grabhügeln, die sich dort zahlreich aneinander reihen, wächst nur Gras.

Friedhof der Namenlosen, der Einsamen!

Aber ihre Namen sind eingetragen ins Buch des Lebens. Das ist die einzig große Hoffnung der weißen Kuttenträger, und darum bedürfen sie keiner Erdenklage, keines Erdentrostes.

Um Wesen und Bedeutung dieses strengsten aller Orden zu erkennen, muß man den Glauben haben an das Wirken der göttlichen Gnade in der Welt, den Glauben an das corpus Christi mysticum (den geheimnisvollen Leib Christi), durch das wir alle eine große Lebens- und Schicksalsgemeinschaft bilden. Wer vom Naturalismus und Materialismus erfaßt ist, wird die hohe Bedeutung dieser stillen Klausner für die Umgestaltung der Welt nicht erkennen können. Wer der äußeren Betriebsamkeit verhaftet ist und nur sichtbare Erfolge wertet, dem fehlt die Blickweite für diese irrationale Größe.

Mit den Augen des Glaubens betrachtet, ist dieses Leben der Betrachtung nicht tote Ruhe, sondern höchste Aktivität im Dienste der religiösen und sittlichen Vervollkommnung der Menschheit.

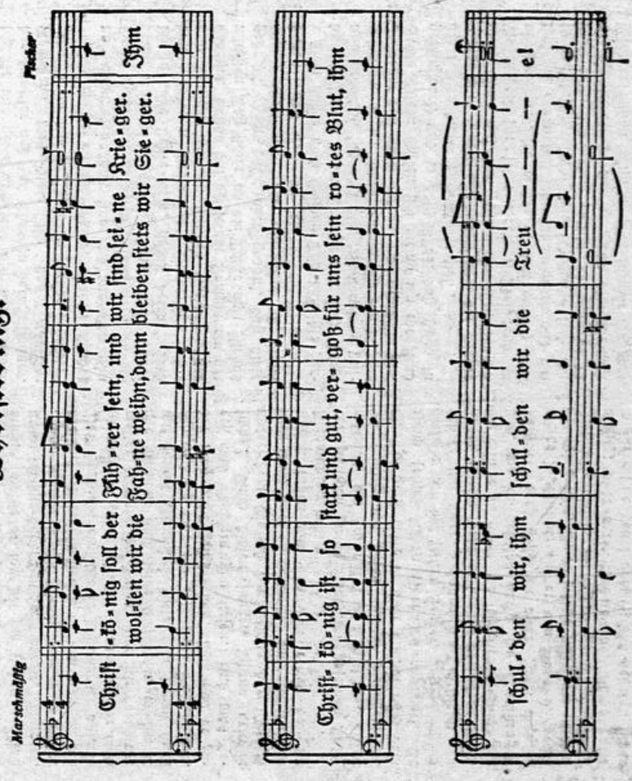
(Das einzige Kartäuserkloster Deutschlands steht in Rath bei Düsseldorf. Der moderne Verkehr rückt ihm immer näher auf den Leib, und es ist wohl nur eine Frage der Zeit, wie lange es noch seinen alten Standpunkt behaupten wird. Das Kartäuserkloster in Köln, von dem in der Reformationszeit außerordentlicher Segen für das Rheinland ausging, ist heute in den Händen der Protestanten.)

Die erklärte Bibel

Unter dem Titel „die erklärte Bibel" berichtet der „Osservatore Romano" nach Mitteilungen eines von einer Geschäftsreise aus den Vereinigten Staaten zurückgekehrten italienischen Industriellen folgendes Erlebnis. Es war auf der Fahrt nach New York. Zwei protestantische Pastoren stritten sich äußerst lebhaft um die richtige Auslegung des Heilandswortes: „Wenn dich jemand auf die rechte Wange schlägt, reiche ihm auch die linke." (Matth. 5, 39.) Der eine behauptete, sie sei wörtlich zu nehmen, während der andere für das Gegenteil eintrat. Der Streit wurde immer hitziger, bis der Zweite die Selbstbeherrschung verlor und seinem Gegner eine schallende Ohrfeige versetzte: „Und jetzt reichen Sie auch die andere, wenn Sie von Ihrer Erklärung so überzeugt sind." Der Geschlagene ließ sich das nicht zweimal sagen und erhielt sofort auch die zweite Ohrfeige. Aber ohne sich aufzuregen, versetzte er mit echt britischer Gelassenheit: „Und jetzt wollen wir weiter lesen: „Nach dem Maße, mit dem du andern gemessen hast, wird auch dir gemessen werden." (Matth. 7, 2.) Dann schlug er seine Bibel zu und versetzte nun dem andern zwei saftige Ohrfeigen: „Und jetzt sind wir quitt!" — „Aber was machen denn die beiden Herren?" fragte entsetzt ein Passagier den Kapitän. „O, nichts besonderes," erwiderte dieser, „sie legen nur die Bibel aus."

v. L.

Christkönig.



Wir wollen durch das ganze Land
des Königs Fahne tragen,
bei Winterssturm und Sonnenbrand
die Kreuzesmalfahrt wagen.
Christkönig ist so stark und gut,
vergoß für uns sein rotes Blut,
ihm schwören wir die Treue!

Und immer größer wird das Heer.
Wer will uns widerstehen?
Bald soll vom Felsen bis zum Meer
des Heilands Fahne wehen.
Christkönig ist so stark und gut,
vergoß für uns sein rotes Blut,
ihm halten wir die Treue.

Drachensteigen.

Wenn die Felder abgemähet,
Herbstwind durch die Stoppeln gehet,
wollen unsre wilden Knaben
auch noch ihre Freude haben.
Die geschicktesten Buben machen
gerne selber einen Drachen.
Kosten ihn — doch Pergamenten —
in dem bunten Winde fliegen!
Wie er hoch und höher reiget,
leicht sich schaukelt, sacht sich neiget!

2. Holte.

Gleich dem Vöglein im Blauen
kaum mit bloßem Aug' zu schauen!
Doch nun ist die Schnur zu Ende,
und die braunen Bubenhände
holen dann den Drachen wieder
zu sich auf die Erde nieder.
Andern Tags beginnt aufs neue
diese luft'ge Fahrt ins Freie.
Oft noch kann der Drache fliegen.
Kinder, ist das ein Vergnügen!

Silbenrätsel.

3. St.

al — am — bri — bro — bob — den — di
e — e — ei — ga — gel — i —
kar — le — ler — lo — mo — na —
nal — na — nor — ol — re — sa — se —
se — sel — schu — ta — te — us.

Aus vorstehenden Silben sind folgende Wörter zu bilden:

1. Kirchlicher Würdenträger.
2. Stadtteiler.
3. Himmelsgegend.
4. Herbstblume.
5. Hausteier.
6. Unterrichtsanstalt
7. Adliger König.
8. Weiblicher Name.
9. Tonzeichen.
10. Teil des Gesichtes
11. Geldstück.
12. Großer Heiliger.
13. Erzengel.

Die Anfangsbuchstaben der Wörter von oben nach unten, ergeben eine bekannte Zeitschrift.

Schriftl.: Koch, Essen, Ostwallstr. 7. Druck und Verlag: Herold-Verlag, G. m. b. H., Köln.